Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 28. | Bromberg, den 6. Februar. | 1934

Hein Hoyer



Roman von Hans Friedrich Blunck.

(Schluß.)

„Ich suchte dich lang!"

„Bleib bei mir in Ewigkeit!"

„Hör'," sagt der Träumer, „damals, als das erste Licht über die Erde drang, trank ich deine Augen vom Himmel. Denn ich Mensch kam aus der Tiefe, und du warst das Leuchten, das aus der Höhe niederstieg."

Ein Vogellied quillt aus der Dunkelheit. Kleine Triller folgen, voll unsäglicher Lieblichkeit. Das Mädchen wird Leib unter dem Schall; es drückt des Mannes Kopf und nimmt seine Arme. Sie suchen den Vogel in der Dunkelheit.

„Avelke!"

„Hein Hoyer!"

„Ich hab dich lieb, wie Erde und Himmel zugleich!"

„Viel lieber hab ich dich, Hein Hoyer!'

Der Wind ist eingeschlafen. Aus unspürbaren Quellen kommt ein letzter Rest.

16.

Am nächsten Morgen schlichen sie sich durch die dänischen Streifen und fanden auf dem Weg nach Holstein ein gut Teil der verstreuten Reiter wieder.

Boten waren inzwischen heimlich nach Schleswig gegangen, um mit den Bürgern eine Abrede zu treffen; Werber drangen bis Flensburg und prahlten, daß die Hansa mit gewaltiger Macht den Holsteinern zu Hilfe gekommen sei. Über Schleswig hinaus waren König Erichs Truppen auch nicht mehr auf bewaffnete Bauern gestoßen; kleine gutgerüstete Scharen der Kieler Grafen hielten sie auf, die ihnen viel zu schaffen machten, so daß sie auf Nachzug warteten und südlich der Stadt schanzten. Währenddessen ging es unter den Bürgern um, daß ein Heerzug im Anmarsch sei, die Stadt wiederzugewinnen. Sie waren unbotmäßig gegen die dänische Besatzung; es kam zu Händeln in den Straßen, und obschon manche von ihnen dabei das Leben verloren, ihr Blut geißelte die andern, aufsässig zu bleiben. Nicht besser ging es in Flensburg und Tondern zu, wo der dänische Statthalter mit eiserner Faust Ordnung schaffen mußte. Sogar die Flüchtlinge im Norden kamen aus ihren Wäldern, bildeten Streifen, überfielen den dänischen Nachschub und plünderten die Wagen.

Einen hellen Tag lang ritten Hein Hoyer und Avelke Wichert über die holsteinische Heide nach Osten; bewaffnete Bauern hatten sie wissen lassen, die Hamburger stünden an der Schlei. Und Hein Hoyers Stirn furchte sich, dachte er an die kommenden Kämpfe; der verlorene Tag fraß an seinem Stolz. Aber sein Blick leuchtete, sah er auf den Reiter zur Seite.

Am Nachmittag stießen die Versprengten auf die Holsteiner Herren, die vor Schleswig lagen, danach auf die Hamburger Schützen. Am Abend stand Hoyer mit frischem Pferd zu neuem Ritt an der Schlei, an deren Ende die Stadt liegt.

Das Wetter war umgeschlagen, eine bedeckte Nacht brach an. Der Hauptmann hielt abseits der Reiter am Ufer und wartete auf seine Schützen.

Ein Hufschlag kam, — ein Bote schien's zu sein.

„Hein Hoyer?" spöttelte es leise.

Der fuhr auf. „Hatte dir befohlen, beim Troß zu bleiben!"

„Ein schlechter Schütz, der sein Fähnlein läßt!"

Der Krumme knurrte, so erstaunt war er. „Wartest meiner in Rendsburg!"

„Ich lauf mit, auch wenn man mich verjagt!"

Hein Hoyer suchte Gründe für seinen Befehl, aber er wußte, seine Vernunft würde wenig verfangen.

„Ich hab dich lieb, Hein Hoyer!" schmeichelte es.

„Hast mich lieb, Avelke?"

„In Ewigkeit, ja!" Seltsam lieblich und bezwingend klang es.

Aber dem Hauptmann schlug das Herz, das Hamburger Kriegsrecht verbot Freiersleute im gleichen Troß. Er suchte nach einer List.

„Kehren wir nach Hamburg —'.

„Was dann, Herr Hoyer?"

„Einen lustigen Bau graben wir uns!"

„Ein sittig Heim, Herr Hoyer!" wehrte die Stimme.

Da lächelte der Ratsherr in Dankbarkeit. „Mir graut vor großen Festen, Avelke!"

„Ist nichts für Landsknechte!"

„Müßten uns bei Trommelschlag aneinandersprechen!"

„Ja!" jubelte das Mädchen. Herr Hoyer aber sann, und alles, was er überdachte, war Liebe und Dankbarkeit und wieder ein wenig scheue Verliebtheit.

Die Hamburger Schützen nahten in straffem Schritt, sie hatten einen eiligen Marsch hinter sich. Hans Ihle führte sie. — Fischer meldeten, daß die Boote bereit seien. Da traten die Truppen aus der schwarzen Wand der Bäume, die Reiter halfterten eilig die Pferde ab, zogen sie ins Wasser und fuhren auf schaukelnden Booten, die Herren zuerst, in die salzgraue Flut hinaus.

Hans Ihle berührte des Freundes Hand.

„Wird ein harter Tag, Hoyer!"

„Warum denkt Ihr daran?"

Der andere lachte. „Man möchte oft wissen, ob das Totenhemd oder der ersparte Geist drüben wichtiger ist."

„Laß beides daheim, Hans Ihle, ist noch nicht an der Zeit."

Ein anderer brummte dazu, dann schwieg's wieder, nur die Ruder schlugen in die Flut, und die Pferde schnoben und arbeiteten sich durchs Wasser.

Sie landeten unbemerkt und schritten im Frühwind verborgene Wege am Nordufer der Schlei entlang. Bei einem Glockenturm machten sie Rast. Die Schützen warfen sich nieder, und den Pferden wurden die Sättel gelockert. Die Hauptleute berieten abseits. Sie hatten noch Zeit, Hoyer wollte nach der Absprache mit den stürmenden Hol-

steinern die Frühe erwarten, die Schleswiger Bürger sollten wach sein für den Kampf gegen die dänische Besatzung.

„Hans Ihle", fragte Hoyer, „möchtet Ihr Trauzeuge sein?"

„Verwünscht, ja, so's nicht mit dem Teufel ist!"

„Kord Kröger, Ihr seid der andere!"

„Wenn's nicht gegen das Christentum ist!"

„Feldwaibel, ob hier nicht ein Priester am Wege wohnt?"

„Meine, wo ein Turm ist, ist der Pfaff nicht weit!"

„Jungfer Avelke!"

„Herr Hoyer, ich will!"

Ei, da horchten die Herren auf und polterten los.

Derbe Fäuste pochten an die Pfarrei, der Küster in seinem Dachgelaß hing erschrocken die Nachtmütze zum Fenster hinaus. Fackeln rußten ihm Gesicht und Gurgel.

„Macht auf!"

Er stolperte voll Entsetzen zum Pfarrer, weckte ihn, und der raffte die heiligen Geräte zusammen und schlich zur Hintertür. Aber die war besetzt.

„Herr Pfarrer, wir haben einen harten Ritt vor uns, wollet uns trauen."

Ein Fremder trat in den Flur wie der leibhaftige Gottseibeiuns, so daß der Geistliche die Hände hob und sich bekreuzigte. Aber Hein Hoyer bat höflich, ob's nicht Gott zu Ehren um die Stunde ginge. Eh er sich recht besann, stapften sie unter dem verwitterten Bogen von Himmel und Wald den Steig zum Turm.

Wind fuhr, die Lichter flackerten über die weiße Tünche der Kirchenwände. Die Glocke läutete vom nahen Turm und verstummte wieder. Drei Trommler standen auf und rührten das Kalbsfell. Da begannen die Männer ein altes Lied zu singen, ganz alt, wie man es im Land kaum noch hörte. Aber es war ein Lied der Liebe, und der Pfarrer bekreuzigte sich, er wußte, kein Böser würde von ihrer Demut singen.

Die Lichter flackerten feierlicher, klirrend stellte der Küster die heiligen Geräte zurecht.

„Macht rasch, Herr Pfarrer, wir reiten!"

Ein Krummer stand vor dem Altar, unbewegt, mit einem spottend-festlichen Lächeln auf den Lippen. Ein liebliches Antlitz an seiner Seite, das aus großem, bis auf die Füße hängendem Mantel aufschaute. Kein hochzeitlich Kleid war's, — rauhe Sporen klirrten darunter. Aber das Haupt war von einer verwirrenden Süße, bräunlich gelockt, zwei Federn über den Augen. Und bräutlich waren die Blicke, fast schelmisch, voll von übereifriger Liebe.

„Macht rasch, Herr Pfarrer, wir reiten!"

Wind fuhr. Der Frühnebel drang in das Kirchenschiff, kreiste um die Lichter und hing sich in feinen Federn um alle Strahlen. Die Mäntel glänzten grau vom Tau der Nacht.

Da hob der Pfarrer die Arme zu Segnen, und der Krumme beugte das Haupt, den Arm eng um das junge Weib geschlungen. Die Freunde begannen zum andern Male laut zu singen. Ein Junger, den sie Hans Ihle nannten, trat auf den Pfarrer zu. „Betet für unsern Ritt!" sagte er, es ist um deutsches Land." Dann löschte der Wind polternd die Lichter an der Tür. Klirrend verklangen die Schritte der Männer in der Nacht. —

Hein Hoyer hielt Avelke Wichert den Steigbügel und half ihr in den Sattel.

Und Hein Hoyer und Avelke reiten, und ihre Gedanken umfangen einander, bergend und segnend.

Hein Hoyer reckt sich im Sattel; sein Blick verläßt das Mädchen, der Tag beginnt. Befehle fallen, Späher gehen aus. Boten kommen und suchen; Dämmerung und Helle, Sehnsucht und Wahrheit, Traum und Erfüllung nähern sich einander. In der Ferne richten sich die Häuser von Schleswig auf; weiß und rot rufen sie die Nahenden zur Befreiung.

Hein Hoyer und die Hauptleute halten am Waldrand. Sie warten, schon brandet der helle Tag an die Hügel. Da klingt ein Turmschlag aus der Ferne, — jäh ist's, als suchte der Hauptmann zum letztenmal ein Antlitz unter den Knechten.

König Erichs Heer schläft; der Krumme wendet sich und hebt den Arm, die Reiter schwenken ein, die Bogenschützen setzen sich dahinter; offen liegt das Land vor ihnen, das sich vor ihrem Willen in ferne Weiten entblaut.

Und die Hamburger stürmten von Osten in die dänischen Stellungen ein, und die Holsteiner griffen von Süden her die Wälle an, ein blutiger Aufstand erhob sich in den engen Gassen der Stadt gegen König Erich. Trommeln weckten die Bürger und wappneten sie, rot brandete der Sommerkampf um Schleswig, bis die Dänen die Straßen zu räumen begannen. Die stürmenden Fähnlein aber folgten hinterdrein, die Nordmark erhob sich. — Hein Hoyer entsetzte die treue Burg. Wie ein Stier brach er gegen Norden vor. Und er traf den übermächtigen König Erich bei Tondern. Aber der Deutschen Wille um die Heimat war unbändiger als alle Macht, der Hamburger Ratsherr schlug ihn aufs Haupt. Bis Jütland ritt Hein Hoyer, den König zu fangen, um der Freiheit willen.

Und Hein Hoyer ward der Sturm der Hanse und schlug viel Schlachten zur See und festen Erde, dem niederdeutschen Land zum Schutz und Schirm. Stärker aber als sein Schwert war sein Kampf um den jungen Geist, der aus den Städten brach. Stärker als der Geist war die Liebe, die er trug und die ihn umfing, die gesät ist, im Urgrund der Zeiten zum Berg über der Erde zu werden. Denn im Tiefsten der Menschen und am Ende der Welt steht ihr Name.

— Ende —

„Kleine Hoffnung."

Skizze von **Frank Stoldt.**

Gemeindevorstehr Ahrens blickte von der Morgenpost auf und begegnete dem fragenden Blick seiner Tocher. Er legte den letzten Brief beiseite und sagte bedächtig: „Der junge Husen will die Erbschaft antreten. Es wird nicht leicht sein, die Obstpflanzung wieder auf die Höhe zu bringen."

Inge Ahrens zog den Vorhang vom Fenster und sah stumm hinaus. Das Dorf lag am Rand der Geest. Vom Vorsteherhaus schaute man weit hinunter in die Marsch und sah am Horizont einen schmalen Lichtstreifen blinken. Da war die Nordsee, der „graue Hans", die in alten Zeiten den Rand des Höhenrückens bespült hatte. Den Abhang zur Ebene hinunter zog sich die Pflanzung, von der Ahrens sprach. Gras und Unkraut wuchsen unbekümmert zwischen den schiefstehenden Stämmen.

Das Mädchen wandte sich um. „Welchen Beruf hat der junge Husen, Vater?" — „Er schreibt mir, daß ihn seine Reederei abgebaut hätte und daß auf Jahre hinaus keine Aussicht für ihn bestünde, wieder zur See zu fahren. Er war zuletzt Dritter Offizier auf einem Nordamerikadampfer." — Das junge Mädchen zuckte die Achseln. „Es wird ihm nicht leicht fallen, sich an unsere Einsamkeit zu gewöhnen!" — Ahrens nickte. „Man muß abwarten, Inge! Ganz so eigenbrötlerisch wie sein verstorbener Onkel wird er nicht sein."

Eine Stunde später saß Hans Husen dem Vorsteher gegenüber. Der blaue Landgangsanzug verriet unschwer den Seemann. Über sonnenverbranntem Gesicht, um den eckigen Niedersachsenschädel stand steil borstiges, helles Haar. Graue Augen sahen sein Gegenüber offen an.

„Ich weiß noch nicht, Herr Ahrens, ob ich hier bleibe. Mit der Seefahrt ist es freilich Schluß. Aber ich habe ein Angebot aus Amerika, drüben in eine große Firma als Angestellter einzutreten. Ein gutes Gehalt, freie Reise, spätere Aufstiegsmöglichkeit. Nur mit einem Hindernis! Gestern erhielt ich ein Telegramm, in dem man mein Versprechen verlangt, amerikanischer Bürger zu werden. Ihre Benachrichtigung kam dazwischen. Ich habe meinen Onkel kaum gekannt. Er war ein Sonderling?"

„Der alte Husen kam als pensionierter Lehrer 1917 hierher. Drüben am Abhang wuchsen damals Ginster und Heide. Ich schüttelte den Kopf, als der schon weißköpfige, alte Herr den Südhang für billiges Geld kaufte und mir dann erklärte, ich sollte ihm Arbeitskräfte besorgen, russische Kriegsgefangene aus dem nächsten Lager. Er brauche aus der Marsch Muttererde für seine Bäume. Es war ein ungewöhnliches Verlangen, ich bezweifelte die Ausführung. Er sagte: „Es geht alles, was man ernsthaft will!"

Und dann kamen die Arbeiter, dreißig Kopf hoch. Der alte Husen kommandierte wie ein Feldmarschall und versuchte, mit siebzig Jahren noch Russisch zu lernen. Seine Gefangenen hingen an ihm wie an einem Vater.

Husen versammelte unsere Bauern am Sonntag im Krug und sprach über Obstzucht und Veredelungswirtschaft. Warum

die Millionen für ausländisches Obst ausgegeben würden? Ob wir nicht dasselbe könnten wie die Kanadier und Australier? Seine Pflanzung sollte es ihnen beweisen. Bauernblut ist schwer, und Bauernköpfe sind hart.

1918, als seine Russen abzogen, nagelte er über die Tür der Kate das Namenschild, das Sie dort noch finden werden: „Kleine Hoffnung".“

Der Vorsteher schwieg einen Augenblick und fuhr dann fort: „Es wäre wohl alles gut gegangen, wenn Husen im Winter nach dem Umsturz nicht den großen Flaggenmast angebracht hätte. Die Stange blieb lange leer. Am 25. Juli erschienen die schleswigholsteinischen Farben, blauweißrot. Das zur Erinnerung an Idstedt, wo sein Vater gegen die Dänen gefochten hatte. Dagegen hatte niemand etwas. Die Aufregung kam erst im Herbst. Ihr Onkel hatte Sedan mitgemacht, und zum zweiten September wehte eine mächtige schwarzweißrote Flagge am Abhang. Die Arbeiter aus der Kreisstadt rotteten sich damals zusammen und wollten die Fahne, den „Schandfleck", herunterholen. Aber der alte Husen saß im Kirchenrock neben der Stange, das Eiserne Kreuz von Siebzig auf der Brust, und hütete sie. Da ließen sie ihn.

Er hatte sich schon monatelang vorher in seine Bücher vergraben und fing an, wunderlich zu werden. Er verstand die neue Zeit nicht und sie ihn nicht. Tagelöhner und Knechte weigerten sich, bei ihm zu dienen. Die Pflanzung verfiel. Der Alte war wochenlang nicht zu sehen. Wir hätten kaum gewußt, daß er noch lebte, wenn nicht zweimal im Jahr die Fahne auf „Kleine Hoffnung" geweht hätte, zu Idstedt und zu Sedan. Husen saß vergrämt hinter seinen Büchern. Er wäre zu alt zum Umlernen, er suche nur den Fehler, sagte er einmal zum Pastor. Zur Kirche kam er nicht mehr. Im letzten September fehlte die Fahne. Wir gingen hin und fanden ihn im Lehnstuhl sitzen. Er hatte die schwarzweißrote Flagge auf den Knien und war schon unterwegs zum letzten Appell. Das war Ihr Onkel.“

Der junge Mann hatte versunken zugehört. Jetzt räusperte er sich und fragte: „Glauben Sie, daß man auf der Obstzucht eine Zukunft aufbauen kann?“

Der Vorsteher antwortete vorsichtig. „Es sind gute Sorten, die dort stehen. Deutsches Edelobst, das einen besseren Preis erzielen sollte als ausländische Massenware. Allerdings wird zähe Ausdauer dazu gehören, die Pflanzung wieder zum Gedeihen zu bringen. Ich würde Ihnen helfen, soweit ich kann.“

Hans Husens Augen leuchteten auf. „Geben Sie mir die Schlüssel! Ich kann arbeiten, und ich werde arbeiten.“

Ahrens gab ihm zur Tür das Geleit. Als er sich ins Haus zurückwandte, sah er seine Tochter mit versonnenem Lächeln am Fenster stehen.

Abends hielt der junge Erbe am einsamen Kamin Zwiesprache mit dem flackernden Feuer. Das Haus selbst war leidlich in Ordnung, aber es hatte ihn gejammert, als er durch die Reihen verwilderter Bäume gewandert. Immerhin, mit Fleiß und Mühe konnte etwas daraus werden, und arbeitswillige Hände gab es in der Heimat zu Tausenden. Deutsch wollte er bleiben. Was sollte ihm die Fremde? Lieber ein kleiner Herr auf eigener Scholle als draußen ein großer Knecht. Husen zog das gestern erhaltene Telegramm hervor und überließ es den Flammen. Er wollte die Antwort aufsetzen und zögerte. Sie würden ihn drüben in Amerika nie verstehen. Er träumte ins Feuer. Blondes Haar und blaue Augen hatte Inge Ahrens, und sie hatte ihm fröhlich „Gute Nachbarschaft!; gewünscht. Husen schlief mit einem Lächeln ein . . .

Am nächsten Tage war er mit der Sonne aus den Federn. Er suchte und fand noch einen Rest bunter Farbe und verjüngte das Schild über der Tür. Vom Dorf am Geestrand winkte aus dem Vorsteherhaus ein weißes Tuch, und zum Gegengruß stieg über der Pflanzung flatternd die deutsche Flagge in den Morgenwind. Auf „Kleine Hoffnung" wurde wieder gearbeitet!

Wettlauf mit dem Tode.

Afrikanische Skizze von F. E. Geipel.

Der Deutsche Karl Herzenbach, ein braver Bayer, erhält nach langer Arbeitslosigkeit bei seinem Schwager, der Engländer ist, eine Stelle in Afrika, im Gebiet des Gonubie. Es geht ihm dort gut, sein ganzes Selbstvertrauen kehrt zurück, bald hängt er, wie viele Deutsche, mit ganzer Liebe an der schönen Fremde, die ihre Reichtümer mit voller Hand über ihre Besucher ausschüttet. Nur eins fehlt ihm. Er ist leidenschaftlicher Sportsmann, ein Schnelläufer von Rang und hat auf der einsamen Farm keine Sportkameraden. In der Frische der hellen Tropennächte, unter dem blitzenden Sternenhimmel trainiert er, aber wo sind die Mitläufer, die neben ihm die Bahn bewältigen?

„Du mußt dem König Mtposi einen zeremoniellen Besuch abstatten", rät der Schwager. „Der alte Halunke hat unter seinem schwarzen Fleisch glänzende Läufer. Die meisten von ihnen werden dir überlegen sein.“

„Der König Mtposi?" wundert sich der junge Bayer.

„Er wohnt nicht allzu weit von hier. Er hat für afrikanische Verhältnisse nur einen Zipfel von Königreich, aber was für ein Kerl! Unsere Leute protegieren ihn. Er ist klug und nicht ohne Bildung, er hat sein Völkchen unter der Knute. Ei, da wagt keiner zu mucken!“

„Und Läufer von Rang hat er?“

„Er hat mal bei einer weißhäutigen Sportveranstaltung zugesehen und sich in den Sport verliebt. Er zieht sich da Springer, Läufer und Athleten heran, alle Achtung! Reite doch mal hin! Er wird dich höflich aufnehmen, falls du nicht vergissest, daß er, wenn auch schwarz, so doch ein regierender Herr ist.“

„Pah!" sagt Herzenbach verächtlich und lacht dann: „Die schwarze Bestie!“

„Er hat an die fünfzig Frauen und eine Menge schwarzen Nachwuchs, aber nur das einzige Kind seiner schon verstorbenen Hauptfrau, die jetzt sechsjährige Prinzessin Kao Mikele, achtet er als sein Blut und seine Erbin. Der Zauberer hat ihm bewiesen, daß nur in ihr sein göttliches Herrscherblut rein fließt. Er liebt den Wollkopf bis zum Wahnwitz.“

„Und wie kommt man hin?“

„Du willst wettlaufen?“

„Wenn ich daran denke, daß dort mehrere Kerle, sind, die mich übertreffen, dann muß ich . . .“

„Du reitest nicht länger als drei Stunden um jene Waldecke und dann die Pad entlang. Toby kann dich begleiten."

Die Residenz Kewassa ist ein sauberes Niggerdorf unter Palmen und Dornbäumen mit breiter Hauptstraße. Hochgewachsene und schlanke Gestalten schreiten gewandt und wohlerzogen zwischen den zeltartigen Palmhütten umher. Auf einer Art Dorfanger, der mit dichtem Büffelgras bewachsen ist, üben sich Jungen zwischen zehn und fünfzehn Jahren im Speerwerfen. Herzenbach bleibt begeistert stehen. Was für Leistungen! Armes Europa!

Der Herrscher bewohnt wahrhaftig eine Art englisches Landhaus. Es ist nicht groß, mit Wellblech gedeckt, hat aber eine breite geräumige Veranda und sogar einen gepflegten tropischen Schmuckplatz vor der Holztreppe.

„Master muß machen große Reverenz. Mtposi sein sehr große Herr", sagt der Farmboy Toby ernsthaft.

„Muß ich vor ihm auf die Knie fallen und die Erde küssen?" sagt Herzenbach ironisch.

„Nicht nötig für weiße Mann, aber Master nicht lachen.“

Sogleich, nachdem der Besuch gemeldet ist, trägt ein hübsches Niggermädchen einen roten Klubsessel auf die Veranda. Dann folgen zehn jugendliche schwarze Frauen, alle in bunten Kattun gekleidet, mit europäischen Spitzenhütchen auf den wolligen Schädeln. Sie kauern sich im Halbkreis um den Sessel. Ihnen folgen zehn ältere Männer, die sich stumm auf die Holzstufen setzen. Alle starren Herzenbach unbeweglich an. Dann erscheint ein schlanker Herr im Tropenanzug, mit einem mächtigen Ordensstern auf der Brust. Das Gefolge beugt die Köpfe und plärrt irgend etwas. Der schlanke, jugendliche Nigger setzt sich lässig in den Sessel und kreuzt die Hände über dem Magen. Herzenbach hat nie ein wilderes, hochmü[illegible] so von Energie geladen ist.

„Bist du gekommen, meine Sportstaffel zu sehen?“ fragt Seine Majestät in leidlichem Englisch. Herzenbach verneigt sich tief. Man führt dann ein kleines Mädchen herbei, ein kränkliches, entsetzlich mageres Kind mit bösem Gesichtsausdruck, das der schwarze König, zärtlich und über das ganze Gesicht strahlend, auf seinen Schoß hebt. Das ist Kao Mikele, die spätere Herrscherin. „Kleine Todeskandidatin“, denkt der junge Mann mitleidig, als er das graue, verfallene Gesichtchen und die friebrigen Augen betrachtet.

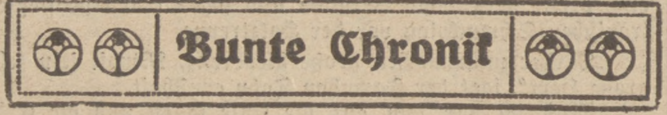
Drei junge Burschen werfen sich vor dem König in den Sand, dann beginnen sie zu rennen. Zwei könnte der Deutsche wohl schlagen, aber der dritte — der König nennt ihn Tafu — ist ganz große Klasse. Ein höchstens sechzehnjähriger Junge, herrlich gewachsen, mit musterhaften Beinen. Herzenbach ist Feuer und Flamme. Er bittet den König, ihm diesen Burschen morgen gegen Abend auf die Farm zu schicken. Mtpofi nickt huldvoll Gewährung. „Verrückter Nigger!“ denkt der Bayer.

Am nächsten Tage — der junge Tafu ist schon unterwegs — begibt sich dies: Kao Mikele bekommt wildes Fieber, quält sich entsetzlich und stirbt. Der königliche Vater trauert nicht, er rast. Schaum steht ihm vor dem Munde, er verflucht die Götter und sein ganzes Volk, denn seine einzige Bluträgerin ist nicht gestorben, sie wurde durch böse Wünsche gemordet. Dies hat der sogleich herbeigerufene Zauberer von seinen Eberzähnen erfahren. „Und der Mörder“ gellt der Magier, „der verruchte Teufel ist in rasendem Lauf unterwegs.“ Der Medizinmann zwingt ihn durch seine Beschwörungen heran, an den Ort seines Verbrechens. Dumpf tönt die Zaubertrommel, der gräßlich bemalte Neger kreischt seine Beschwörungen . . .

Herzenbach und der junge Tafu rennen die Pad entlang. Zweimal hat Tafu gesiegt, aber er ist so jung, er ermüdet leichter als der zähe Deutsche. Jetzt rennen sie eine größere Strecke, vor dem königlichen Palast soll das Ziel sein. Der Weiße läuft jetzt besser, er hört die unheimliche Trommel, das gräßliche Geheul, Tafu bleibt zurück. In wildem Triumph schießt der junge Deutsche dahin. Da stolpert er, überschlägt sich und fällt. Tafu saust fröhlich grinsend an ihm vorbei.

Herzenbach kommt gerade dazu, um das gräßliche Ende mitzuerleben. Er sieht den von Fackeln erleuchteten Platz, auf dem unter Zuckungen und Geheul der mit Zauberketten behängte Fetischmann tanzt. Das Wehklagen der Weiber tönt aus dem Palast. Auf der Terrasse keucht die schwarze Majestät Flüche und Verwünschungen gegen den herrlichen Tropenhimmel. Tafu aber, der fröhliche Läufer, steht gebunden zwischen drei herkulischen Negern. Ein Schwert blitzt. Ein junges Haupt rollt auf die Erde. Der Mord an der jungen Prinzessin ist gerächt.

„Der Sturz hat dir das Leben gerettet“, sagt der englische Schwager zu Herzenbach. „Die schwarze Majestät hätte nicht einen Augenblick gezögert, dir den Kopf abschlagen zu lassen, wenn du als Erster dem schlauen Zauberer ins Garn gelaufen wärest. England ist mächtig, aber gegen den religiösen Wahn seiner Wilden kann es nichts ausrichten.“



Der Verbrecher als Wanderprediger.

Die Geschäftswelt von Chikago atmete auf, als vor kurzem einer der gefürchtetsten Verbrecher, „Maschinengewehr-Kelly“, festgenommen wurde. Der lang gesuchte Unterweltskönig, der eine ganze Reihe von kleinen und großen Verbrechen auf dem Kerbholz hat, wurde zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurteilt. In der Abgeschiedenheit seiner Zelle scheint sich „Maschinengewehr-Kelly“ plötzlich gewandelt zu haben. Er erklärte den Wärtern, daß er sich mit Abscheu vom Verbrecherleben abwende und ein ehrlicher Mensch werden wolle. Dann verlangte er eine Bibel, die ihm auch in die Zelle gebracht wurde. Die Wärter erzählen, daß er den ganzen Tag in dem heiligen Buche lese und fromme Sprüche auswendig lerne. Vor einigen Tagen begann er sogar, den Wärtern, die erstaunt seine Wandlung beobachteten, Sittenpredigten zu halten. Dann erklärte er feierlich, er habe eine wichtige Mission zu erfüllen. Eine innere Stimme treibe ihn, seine früheren Spießgesellen zu bekehren und von ihrem verbrecherischen Lebenswandel abzubringen. Er bat um die Erlaubnis, vor seinen Mitgefangenen Predigten zu halten, und stellte auch den Antrag, in die anderen Gefängnisse des Landes geschickt zu werden, damit er auch dort Gutes wirke. Leider lassen sich aber die Gefängnisbehörden von der „heiligen Mission“ des gefürchteten Verbrechers nicht überzeugen. Sie vermuten — wahrscheinlich mit Recht — einen raffiniert ausgedachten Plan hinter der plötzlichen Friedlichkeit und Frömmigkeit. Man kennt „Maschinengewehr-Kelly“ zu genau, und so erzählt man ihm als Entgegnung auf seine Anträge nur immer das schöne Gleichnis vom Wolf im Schafspelz.

Ein 70-jähriger Zwillingsvater.

In einem ungarischen Dorf in der Nähe von Szentes wohnt ein 70-jähriger Bauer, der sich vor wenigen Jahren eine blutjunge Frau genommen hat. Die Bäuerin ist jetzt 25 Jahre alt und schenkte ihrem Gatten vor einem Jahr ein gesundes Zwillingspärchen. In diesen Tagen ist der 70-Jährige von neuem Vater geworden. Wieder kamen zwei Sprößlinge auf einmal an. Das freudige Ereignis sprach sich in der ganzen Umgegend herum, und strahlend nahm der „junge“ Vater die zahlreichen Glückwünsche entgegen.

Der Flughafen als Brautgeschenk.

Trotz Ben Akiba: Dies ist doch noch nicht dagewesen, daß ein vollständiger Flughafen als Hochzeitsgeschenk gegeben wird. Ort dieses unbedingt neuartigen Ereignisses ist Château de la Valle unweit der Stadt Lille. Dort heiratete kürzlich der französische Flieger Michel Detroit die schöne Tochter des schwerreichen Fabrikanten Barrois, die sich ebenfalls als Fliegerin einen Namen gemacht hat. Es war eine Hochzeit mit allem Pomp und Prunk, unter den Trauzeugen befand sich sogar der auch uns Deutschen bekannte General Weygand. Der Vater der jungen Frau aber schenkte dem frischgebackenen Ehepaar als sinnige Hochzeitsgabe einen fix und fertig ausgerüsteten Flughafen in der Nähe des Schlosses, einen Flughafen, der nicht nur Hangars, sondern auch Werkstätten, Radio- und Wetterstation und sonstigen neuzeitlichen Komfort enthält. Gleich zur Hochzeitsreise, die — könnte man es sich anders denken? — einen Besuch bei dem Fliegerehepaar Lindbergh einschließt, weihten die jungen Leute ihr Hochzeitsgeschenk ein. Kann man einem Nabob solcher Art böse sein?

Nach sechzehn Jahren die totgeglaubte Tochter wiedergefunden

Nach sechzehn Jahren hat die Russin Lydia Bogatirow ihre Eltern gefunden. Die Eltern verließen während der Revolution fluchtartig Rußland und sind nach Neuseeland ausgewandert. Ihr Kind, das die Strapazen der Reise nicht überstanden hätte, ließen sie bei Bekannten zurück. In den Wirren des bolschewistischen Umsturzes ist jedoch die Tochter verschwunden. Sie wurde von den Eltern längst totglaubt, während sie in einem Erziehungsheim in der Sowjetunion aufwuchs Nunmehr ist es ihr mit Hilfe des Roten Kreuzes gelungen, ihre Eltern ausfindig zu machen. Das Mädchen ist jetzt nach Neuseeland abgereist, wo sie ihre Eltern nach der langen Trennung wiedersehen wird.

Der Bulle im Warenhaus.

Auf einem Viehtransport in der englischen Stadt Wellingborough brach ein Bulle aus, raste durch die Straßen und geriet durch die weit offenstehende Tür in ein Warenhaus. Im Erdgeschoß befand sich das Stofflager. Mit schäumendem Maul irrte das mächtige Tier in Angst und Wut zwischen den Verkaufstischen umher, von denen Käufer und Verkäufer in panikartigem Schrecken flüchteten. Endlich ging es in blinder Wut auf einen Ballen roter Seide los, verwickelte sich mit den Hörnern in dem Stoff, ging rückwärts, raste wieder vor, riß einen langen Streifen Seidenstoff los und geriet endlich durch einen Zufall an einen Ausgang, der auf die Straße führte. Nach langer Jagd gelang es schließlich, den Bullen mit den seidenumwickelten Hörnern wieder einzufangen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg